

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 2 (1926-1927)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Die Herrschaft des Affen Achille  
**Autor:** Vallotton, Benjamin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1064698>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

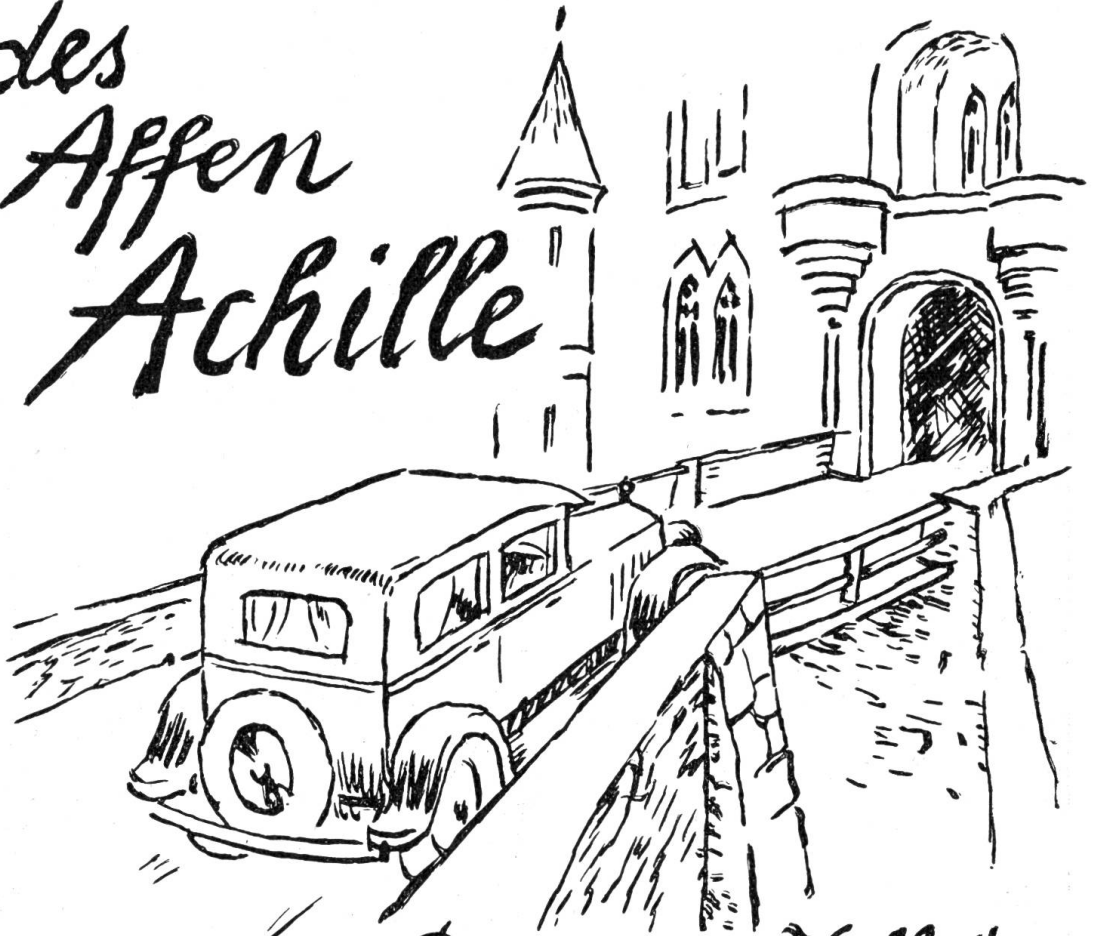
### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Herrschaft des Affen Achille



Roman von Benjamin Vallotton

*Einzig autorisierte deutsche Übersetzung von S. Fischer*

*S*chloss Battue, von dem die Geschichte erzählt, dass darin ein Prinz von Savoyen als Opfer seiner Genussfreudigkeit starb, ist zu verkaufen. Das alte Fräulein von Bergue, dem aus seiner alten aristokratischen Vergangenheit nichts als Schulden übriggeblieben sind, muss heute das Schloss von den eventuellen Käufern

durchstöbern lassen. Widerwillig führt der alte Diener Hieronymus die neugierigen Hochzeitspärlein und Agenten zwischen den geharnischten Kriegern, die in den Gängen stehen, durch die Säle. Ein Brautpaar überlegt schüchtern, ob das Bett mit den gewundenen Füßen wohl zu erschwingen wäre; Antiquitätenhändler

*schmieden in der Kammer ihre Komplotte. Da schnurrt eine Limousine wie ein grosses Insekt über die Zugbrücke, ein Herr steigt aus, und da wissen es alle: Das ist er, da kommt Grassou, der Munitionengrassou, der Millionen-Grassou, der, wenn's ihm passt, dieses Schloss kauft wie andere eine Streichholzschachtel. Morgen ist Olga Grassous Geburtstag. Olga Grassou, die frühere Coiffeuse, hat als Krönung ihres Reichtums, nach all den Reisen, die sie um die ganze Welt geführt haben, noch den einen Wunsch, ein Schloss zu besitzen, und Grassou wird ihr das Schloss kaufen.*

*Noch am gleichen Tage macht er sich auf, die Details des Kaufes mit der Eigentümerin zu besprechen. Fräulein von Bérque hat sich in das kleine Zimmer geflüchtet, in dem sie sich am liebsten aufhält, und das sie morgen verlassen muss. «Führen Sie Herrn Grassou herein», sagt sie zu Mariette, der Kammerzofe.*

*Fortsetzung.* **H**err Grassou erscheint. Er fühlt sich ganz am Platz; er hat die Ueberlegenheit derer, die wissen, dass sich alles kaufen lässt. Sein rascher Blick mustert den kleinen Salon, dessen Wände mit amarantfarbenem Tuche bespannt sind. Er verbeugt sich vor dem alten Fräulein. Und dann überkommt ihn eine Verlegenheit, die er bis jetzt nicht kannte, vor dem feinen, von weissen Haaren umrahmten Gesicht, dem sanften Blick und den durchsichtigen, schmalen Händen der alten Dame. Dieses Phantom von einem Menschenkind muss höflich ausquartiert werden.

«Verehrtes Fräulein, mein Name ist Grassou. Jawohl, der rühmlichst be-

kannte Grassou. In Geschäftssachen muss man auf kürzestem Weg ans Ziel gehen. Erst lange um den heissen Brei herum, wie man sagt, das liegt mir nicht. Ich habe Ihre Offerte gelesen; es ist gerade, was ich suche. Ich war also bei Ihrem Notar, der mich mit den Bedingungen bekannt machte, und wir waren sogleich einig. Ich übernehme alles: Gebäude und Mobiliar. Es kann jedem passieren, dass schwierige Zeiten für ihn kommen. Kurzum! Innert acht Tagen ist die Summe in den Händen Ihres Notars.»

Herr Grassou hat es sich in einem Sessel mit hoher gerader Lehne bequem gemacht. Er verleugnet nichts von seiner prächtigen Sicherheit, die er bald wieder gefunden hat. Aber da er nicht boshaft ist, klingt ein wohlwollender Ton in seiner Stimme, die gütige Herablassung des im sichern Hafen Geborgenen mit dem armen Schiffbrüchigen, der auf den Trümmern seiner Barke treibt. Er eignet sich nun diesen Hafen an. Das Kranzgesimse aus geschnitztem Eichenholz, die Wappentiere des Kamins, die Porträte von Unbekannten, das und alles andere gehört ihm. Aber ist nicht ein Vorbehalt dabei? Herr Grassou zeigt mit dem Daumen auf die Wände. «Und das?» fragt er.

Das Phantom spricht. Nach der kräftigen Stimme eine dünne, beinahe gesprungene.

«Die Bilder und Möbel, die mir teure Andenken sind und die ich nicht in meine bescheidene Wohnung mitnehmen kann, habe ich dem Historischen Museum geschenkt. Was die andern betrifft, es ist der grössere Teil davon, wünsche ich ausdrücklich, dass sie nicht verkauft

werden, sondern in dem Hause bleiben, das ich leider gezwungen bin zu verlassen.»

Herr Grassou lacht wieder sein gutes Lachen; es ist wie ein Glucksen in der Kehle.

«Ich werde gute Bekanntschaft machen mit diesen Herren und Damen. Sie sollen alle ihren Platz behalten. Das ist versprochen und unterschrieben. — — Noch eine Frage: Wann kann ich den Besitz antreten?»

«Morgen, wenn Sie es wünschen. Mein Gepäck ist schon fort. Aber in dieser schweren Stunde, da sich das Geschick des Hauses entscheidet, das jahrzehntelang zur Familie gehörte, wollte ich hier sein. Vielleicht verstehen Sie mich?»

«Natürlich müssen Sie hier sein, um zu überwachen, um Auskunft zu erteilen, um — — — natürlich! Also morgen schon. Das geht ja ganz nach Wunsch.»

Fräulein von Bergue betrachtet den vierschrötigen Mann, seine Wangen, seine festen, derben Hände.

«Haben Sie Kinder, Herr Grassou?»

«Einen Sohn und eine Tochter. Einundzwanzig- und zweiundzwanzigjährig.»

«Werden sie sich hier nicht langweilen?»

«Oh! Wir sind so lange gereist! Wenn man schon alles gesehen hat, bleibt nichts Sehenswerthes mehr übrig. Algier, Marokko, Spanien, der Orient, Griechenland, das Parthenon — — — Hübsch, schön, gewiss! Aber persönlich hab ich's satt bis zum Halse hinauf. Ich möchte etwas Bleibendes. Ich werde mich jedenfalls nicht langweilen hier. Und was meine Frau betrifft, empfängt sie viel Besuche. Mit dem Auto — wir haben zwei — kommt die Entfernung nicht in Betracht.

— — — Ich jage und fische gern und habe im grossen ganzen mehr Freude am Einfachen, Ländlichen. Ich habe mich abgehetzt, um Geld zu verdienen. Was nützt es mir nun, wenn ich dafür nicht einen Springbrunnen und Blumen haben kann und einen Turm, um dort oben meinen Kaffee zu trinken!»

Und Grassou lacht wieder schallend. Er strahlt in seinem Lehnstuhl förmlich von Wohlwollen und aufrichtiger Teilnahme. Er versetzt sich an die Stelle des alten, verarmten Fräuleins, gibt ihr Ratschläge, fühlt sich als Beschützer. «Wenn ich Ihnen einen Dienst erweisen kann — — —» und mit familiärer Gebärde streift er die Manschetten von den derben Gelenken zurück.

Vielleicht ist nun der günstige Moment, um diesen Mann zu beeinflussen. Wenn man die Leute bei der Eitelkeit packt, lässt sich oft viel erreichen.

«Hier redet alles von Tradition. Das Alte pflegen, nicht umstürzen, muss der Wahlspruch jener sein, die das Leben in einen Rahmen stellt, den die Zeiten geformt haben. Gott hat mir die Gnade versagt, hier zu sterben. Ich beuge mich seinem Ratschluss. Diese Mauern, diese Rasenflächen und Wälder sind nun Ihr Eigentum. Vielleicht reden sie zu Ihnen. Die Mittelallee des Parkes ist von Rüstern umsäumt, die Anno 1730 gepflanzt wurden. Seit nahezu zwei Jahrhunderten beherrschen diese Bäume die Gegend. Halten Sie sie in Ehren, wie man seine Vorfahren in Ehren hält. Das Grabmal beim Wäldchen hat mein Grossvater errichtet, zur Erinnerung an einen seiner Brüder, der in den Tuileries getötet wurde.»

«Welche Tuilerie?»

« Während der Revolution in Paris. »

« Ah ! Richtig ! Das Grabmal soll gut gepflegt werden. »

« Nicht allzu sehr. Der Moosüberzug ist sein schönster Schmuck. »

« Das Moos soll bleiben. »

« Endlich, und das ist mein Hauptanliegen, möchte ich Ihnen den Gärtner Hieronymus warm empfehlen. Er ist in dem Gärtnerhäuschen geboren, in dem schon sein Vater zur Welt kam, der sein ganzes Leben lang bei meinem Vater in Dienst stand. Wollen Sie ihn und seine Frau behalten ? Er hat alle guten Eigenschaften, kennt jeden Winkel im Park und jeden Strauch. Er ist nicht eben flink, aber durchaus zuverlässig und gewissenhaft. Ein Original ! »

Eine grosse Rührung überkommt Herrn Grassou. Er lauscht auf die zitterige Stimme, als sei er der Sohn und Erbe. Er fühlt sich geschmeichelt von diesem Vertrauen, diesen zarten Winken. Bei dem Gedanken, jahrhundertealte Bäume, ein ehrwürdiges Grabmal und diesen mit allen Tugenden gekrönten Gärtner sein eigen zu nennen, schwillt seine Rührung zu edelmütigem Stolz an.

« Fräulein von Bergue, wir verstehen uns schon beim ersten Worte, so versteht man sich am besten. Mein Vater, denn auch ich habe Vorfahren, pflegt zu sagen : « Ein treuer Diener ist ein Segen », ich füge bei « und ein gutes Geschäft. » Jawohl, ich habe diesen Hieronymus gesehen. Er gefällt mir. Er soll in seinem Gärtnerhäuschen bleiben und so spät als möglich darin sterben. Wir sind also in allem einig. »

Ermutigt durch dieses Entgegenkommen, berührt Fräulein von Bergue den letzten Punkt.

« Eines möchte ich Ihnen noch sagen. Sie werden es damit halten, wie Ihr Herz es Ihnen eingibt. Es ist ein Krankenhaus und ein Altersasyl in der Gegend, baufällige Kirchen und ausgepumpte Orgeln. Wollen Sie in meinem Namen Frau Grassou und Ihrer Tochter sagen, dass sich die Schlossbewohner immer um die gemeinnützigen Werke und die lokalen Bedürfnisse interessiert haben ? Ihre Damen werden bald spüren, dass dieses Vorrecht eine Freude ist. »

Diese Worte geben Herrn Grassou zu denken. Er hat Klienten gehabt, die er bis ins Mark aussog, wie es selbstverständlich ist. Auch kam es vor, dass er hie und da « dick auftrag », was er selbst zugibt. Und er nimmt nun Fräulein von Bergues Wünsche beinahe begierig entgegen. Ist das nicht eine Art Kompensation ? Ein bisschen Philanthropie gibt dem Glück einen Sinn, legitimiert den Namen und die Funktionen des Schlossherrn. Uebrigens hat es Herr Grassou nicht nötig, sich deswegen zu plagen. Er weiss aus Erfahrung, wer bei ihm zu Hause befiehlt. Er wird kaum mehr tun können als seiner Frau und Tochter den Wunsch des alten Fräuleins übermitteln. Nun, da er reich und dem Geschäftsbetrieb entflohen ist, steht er persönlich den ausgepumpten Orgeln und alten Sonderlingen sympathisch gegenüber. Also erwidert er :

« Fräulein von Bergue, ich übernehme das Schloss aktiv und passiv. Meine Frau und Tochter, denen ich Ihre Winke übermitteln will, werden wie ich der Verantwortung unserer Stellung voll und ganz gerecht werden. »

Ganz rot vor Eifer und Aufrichtigkeit erhebt sich Herr Grassou und presst zwi-

schen seinen Fäusten die kalte Hand des alten Fräuleins. Sehr aufrecht verlässt er dann das Zimmer, sein Nacken liegt wie ein Polster auf dem weissen Kragen, zwischen den halbgeöffneten Lippen stösst er die Luft heraus.

— — — — —

Die Gerüchte verbreiten sich, man weiss nicht wie. Die Verlobten sehen auf einmal betrübt drein; die Raritätenhändler schütteln die Köpfe. Und wieder zischelt es: Grassou — Grassou. Einer entschliesst sich, ihn anzureden. « Gewiss, das Schloss ist mein. » « Eh! Und das Mobiliar? » « Das Mobiliar auch, mit-samt den Spinnweben. Alles! Selbstver-ständiglich! »

Von naiver Freude erfüllt, durchmisst Grassou die Alleen des Parkes, seines Parkes. Wieviel Anemonen und Hahnenfüsse wachsen an den Ufern des Baches! Und aus dem Rieseln des Wassers tönt es ihm entgegen: « Diese tausend und abertausend Knospen, die Brücke, das Grabmal des Mannes, der in Paris ge-tötet wurde, Schloss Battue mit seinem hohen Turm, es gehört mein — mein! »

Ein Schubkarren knarrt.

« Ihr seid Hieronymus! »

« Jawohl, Herr! »

« Und das dort drüben Ihre Frau? »

« Jawohl, Herr! »

« Gut! Ihr bleibt in meinen Diensten. Gestern von Bergue, heute Grassou. Sonst bleibt alles beim Alten. »

« Wir werden unser Bestes tun, um den Herrn zufriedenzustellen. Wir dan-ken. »

« Was habt Ihr im Gewächshaus? »

« Nichts Wichtiges. »

« Von heut an sorgt Ihr für Blumen.

Eine Menge Blumen. Frau Grassou schwärmt für Blumen. »

« Welche Sorten? »

« Die Seltenen hauptsächlich. Und auch die andern. Blumen, kurzum. »

Grassou hat Lust, seinen Gärtner zu duzen. Er wird gerührt.

« Gibt es Forellen im Bach? »

« Gewiss, grosse und noch grössere im Flusse. »

« Wild in der Gegend? »

« Ein oder zwei Rehböcke, Hasen, Reb-hühner. Und Stückvieh: Füchse und Marder, das gibt es überall. Wollen Sie das Besitztum näher ansehen? »

« Keine Zeit, mein Freund. Ein an-dermal. »

Felix schläft wieder auf seinem Sitz. Die Faust des Patrons in seinen Lenden ruft ihn in die Wirklichkeit zurück.

« In die Stadt. »

« Zu Befehl, Herr Grassou! »

Ein Surren. Sie sind fort.

Hieronymus lässt Karren und Harke stehen und hastet zu seiner Frau hinüber, so schnell ihn die kurzen Beine tragen.

« Hast du ihn gesehen? Ja, den Dicken mit dem dicken Gesicht. Herr Grassou heisst er. Steinreich. Vermögen von vor-gestern, aber immerhin Vermögen. Er redet freundlich, nicht so von oben herab. Wir bleiben. Und er will Blumen. »

« Da wären wir also auf dem Wege zum Flittergold. »

« Wir bezahlen's ja nicht. »

Eine Heugabel ragt über den Zaun. Jemand pfeift durch die Finger.

« He, Hieronymus! Ist es so weit? »

« Jawohl, Herr Grassou hat nun die Besizung. »

« Grassou! Da schneit es Millionen in



die Gemeinde. Wir werden nette Steuern einnehmen.»

Der Heugabelträger eilt weiter. An einem Fenster erscheint ein Kopf und verschwindet wieder. Die Frauen am Dorfbrunnen zerstreuen sich. Und plötzlich weiss der Bürgermeister die Neuigkeit, der Maulwurfsfänger, der Artillerist, selbst Suzette, die ihre siebenundachtzig Jahre und ihr Kropf in einem abgelegenen Hause zurückhalten. Sogar ein Knirps, der im Staube hockt, hat den Namen aufgeschnappt. Feierlich wiederholt er: «Grassou.»

— — — — —

Gestern hat Fräulein von Bergue von Haus zu Haus Abschied genommen. Es wurde nur wenig und leise geredet, wie in einem Zimmer, wo ein Totes liegt. Und in das Schweigen, in die unfertigen Sätze, in Blicke und Gebärden hat man sein Bedauern gelegt und eine rauhe Zärtlichkeit, die sich nicht auszudrücken weiss. Ueberall sagten sie dasselbe: «Wir werden oft an Sie denken — — wir waren es so lange gewöhnt, Sie bei uns zu sehen — — Sie haben soviel Gutes getan hier — —.» Arthurs Frau hat das Hübscheste und Treffendste gefunden: «Es ist, als ob die Güte uns verliesse.»

Abends hat sich der Gesangverein auf der Terrasse des Schlosses aufgestellt. Sie sangen die Lieder, die sie konnten. In solchen Augenblicken kommt es nicht auf die Worte an, die Aufmerksamkeit, der Ausdruck von Dankbarkeit zählen mehr. «Tonnez, chants de sainte Allégresse», haben sie gesungen. Dann «Les Alpes sont à nous» und «Au son de la trompette nos cœurs ont répondu». Und zum Schlusse das kaum verfrühte: «Ah!

dans le sein de ton Père qu'il t'est doux de t'endormir.» Aber sie fanden doch, es sei ein bisschen vorgegriffen. Und als dann die Gläser herumgeboten wurden, hob der Bürgermeister das seine zum Fenster empor, wo Fräulein von Bergue lehnte, und schmetterte zu den Sternen hinauf: «Gesundheit und langes Leben!» Dann schlichen sie geräuschlos in der Dunkelheit fort, wie Verwaiste.

Diesen Morgen kam Hieronymus mit dem Break und der Stute von Ulysse Bossonnet, dem Dragonerbrigadier, aus dem Dorfe zurück. Er zog dann die leinenen Handschuhe an, die Sofie geflickt hatte, und wartete vor der schönen, geschnitzten Türe. Auf Mariettens Arm gestützt, schritt Fräulein von Bergue über die Schwelle, die ihre Vorfahren abgenützt hatten. Der Schleier, der von ihrem Hut herunterfiel, warf einen Schatten auf ihr trauriges Lächeln.

Und nachmittags um zwei Uhr drang eine Rotte von Gipsern im Schloss ein. Das Mittelalter ist vorbei. Grassou hat das Wort.

## II.

«Schloss Battue!»

«Zu Befehl!»

Man fährt so schnell, dass die Menschen auf den Plätzen und in den Strassen wie festgenagelt scheinen. Der Wagen streift einen alten Mann, der hinkt. Felix überschüttet ihn mit Grobheiten. «Tölpel!» ruft eine Stimme aus dem Innern des Wagens. Schon kommt die Vorstadt mit hohen Häusern und neu angelegten Gärten, wo jeder Baum noch an seinen Stützpfehl gebunden ist. Dann glänzen Flaschenscherben auf unbebautem Boden, Kiesgruben folgen, das Asyl mit seinen blau gekleideten Kindern. Und

nun kommt man aufs Land hinaus. Die Wiesen verneigen sich, die Felder drehen sich, die Kirchtürme eilen herbei, und am Fusse des stets erneuten Horizontes erheben sich immer neue Dörfer. Man überholt die kleine Strassenbahn, deren Lokomotive mit lächerlichem Gepolter dem Wiesensaum entlang schnauft. Ein Bauer ist von seinem Wagen gesprungen, um das Pferd, das mit allen vier Hufen ausschlägt, beim Kopfe zu halten. Der Mann im blauen Kittel weiss nicht, wen er verwünschen soll, das Auto oder die Lokomotive. Wie er die Wahl getroffen hat, ist es zu spät; man hört ihn nicht mehr, sieht nur noch seinen geöffneten Mund. Neben dem Chauffeur sitzt Oskar, die Uhr in der Hand, als gelte es einen Rekord. Und Felix schiebt seine Fuchsschnauze noch weiter vor, ohne sich darum zu kümmern, dass Herr Grassou beunruhigt mit seinem Stock ans Fenster klopft. Endlich hält man vor einem verschlossenen Gitter.

« Achtundzwanzig Minuten », sagt Oskar.

« Fünfundsechzig Kilometer in der Stunde », stellt Felix fest.

« Nicht übel ! »

« Die Hühner stören noch gewaltig. »

« Die überfährt man. »

« Ihr Papa verbietet es. »

Im Innern des Wagens wird man ungeduldig. Trotz energischem Hupen zeigt sich immer noch niemand.

« Die Bedienung ist nett ! » bemerkt Frau Grassou spitz.

Endlich, nach wiederholtem Hupen hastet ein knorriger Alter herbei. Der Schweiss perlt auf seinem erdfarbenen Gesicht. Er grüsst ungeschickt und öffnet das Gitter.

« Welch langweilige Schnecke », tönt es wieder von Frau Grassous Lippen. « Uns so lange warten zu lassen ! Ist das dein berühmter Hieronymus ? Ich gratuliere ! »

« Jawohl, das ist Hieronymus. » Herr Grassou bestätigt es ohne Stolz; er zeigt im Familienkreis die Schwächen eines grossen Katers. Im Gefühl seiner Verantwortung öffnet er zaghaft die Wagentür. Was wird man sagen ? Aber das Schloss mit seinen trotzigem Türmen und der Treppe mit doppelter Rampe redet in seiner vornehmen Würde für sich selbst, ohne Advokat.

« Steig aus, Mama ! Wir gehen zu Fuss. Von hier aus sieht man es sehr gut. »

« Was ? »

« Das Schloss ! »

Herr Grassou zeigt auf die hohe, graue Fassade. Blick und Stimme betteln um Beifall.

Nun steht Frau Grassou neben ihrem Manne. Eine grosse, üppige Figur, was man eine schöne Frau nennt, mit runden, schwarzen Augen, einem sinnlichen Mund und gekünstelt heller Gesichtsfarbe, die Taille geschickt in ein knapp anliegendes Schneiderkleid gepresst. Man begreift, dass sie Herrn Grassou eroberte und ihn nun seit dreiundzwanzig Jahren regiert. Ihre Finger kneten die Luft, als kämme sie widerspenstige Haare; eine Bewegung, die ihr von ihrem Beruf geblieben ist.

« Gefällt es dir, Mama ? »

Herr Grassou sucht auf dem Gesicht seiner Frau einen der beiden Ausdrücke, die er kennt : Unnahbare Kälte oder Lachen. Für ein solches Lachen, eine lärmende Fanfare, ginge Herr Grassou ans



Ende der Welt. Vor ihrem Wirklichkeit gewordenen Traume steht die Schlossherrin unbeweglich, von Stolz gebläht, während Achille, das winzige Aefferchen, das sie in der Biegung des Armes trägt, die Lippen schürzt, das Zeichen seiner Zufriedenheit.

« Passt es dir, Achille ? »

Das Tierchen bewegt sein grauledernes Kinn. Und nun tönt das laute, herausfordernde Lachen der Frau.

« Und was sagst du dazu, Oskar ? »

Oskar hat es nicht eilig mit seiner Antwort. Ihn setzt nichts in Erstaunen. In seinem eng gegürteten, grauen Vestonanzug, den Hut ein bisschen schräg auf dem Ohr, betrachtet er seine seltsam geschnittenen Fingernägel, seine von Nikotin gelben Finger. Er hat dicke Wangen wie sein Vater, aber die seinen sind blass; die vorgeschürzten Lippen leuchten wie eine reife Frucht daraus hervor. Herr Grassou hat eine naive, herzhaft Ungelehrtheit, Frau Grassou die übertriebenen Ansprüche der Emporkömmlinge. Oskar hat keine Anstrengungen gekannt, das nach-oben-Streben ist ihm fremd geblieben. Er weiss, dass er der einzige Sohn ist. In Stunden zu fünf Franken lernte er die guten Manieren. Er war in Paris in einem Bankhaus, dann in London, weil man englisch können muss. Immer lächelt er, ohne jeglichen Grund, vielleicht weil er so sorglos dem Leben entgegengehen kann. Da es ein Wunder war, dass er sich von seiner schweren Krankheit erholte, weiss er, dass man ihm alles nachsieht, seine Trägheit und selbst seine Freundschaft für diesen Lump von Felix. Frische Luft und Zerstreuung hatte der gefällige Arzt verordnet. So hat Oskar ein Auto für sich, ein Torpedo, worin

er mit der Schnelligkeit einer Feuerkugel davonsaust. Man sieht ihn bei Tennisturnieren und Boxkämpfen und an den Bällen im « Eden », wo sich verbannte Paschas, reiche Brasilianer und Taschendiebe drängen.

Oskar bewegt endlich die Lippen, als koste er Fruchtsaft.

« Nicht übel ... »

« Riri, komm, sag deine Meinung ! »

« Kehrt euch nicht daran ! »

Mit einem Satz hüpfte Riri aus dem Auto. Sie ist frisch wie die jungen Blüten mit einem kecken Jungengesicht. Lebhaft, geschmeidig, beweglich, bildet ihr schlankes Figürchen, das sie eifrigem Turnen verdankt, einen angenehmen Gegensatz zu ihren Erzeugern. Sie redet mit allen frei heraus, tadelt, schilt, verspottet, schmeichelt, fordert und erhält. Wissbegierig, ein bisschen pervers, liest und errät sie alles. Sie trieb Musik, besuchte Vorlesungen über Aesthetik und rhythmische Kurse und lernte kochen. Aus Uebermut verstösst sie gegen die Gebote der Etikette und mischt Kauderwelsch in ein ernsthaftes Gespräch. Es kann vorkommen, dass sie sich trotz ihrem ausgeprägten Egoismus zwischen den Kindern einer Ferienkolonie tummelt. Aber nicht lange, und sie verschwindet wieder, um auf den Tennisplätzen des Hotels Imperial die Bälle zu schleudern. Sie weiss, dass ihre Anmut die alten Herren bezaubert und eine Schar von jungen Anbetern auf ihre Spur lockt. Was wird sie sagen ? Man lauscht gespannt.

« Du hast Geschmack, Papa. Dein Schloss ist grossartig ! »

« Ein bisschen alt », dämpft Frau Grassou das Lob.

« Hättest du lieber eine Villa für Neu-

reiche? Was mich betrifft, freue ich mich, das einzurichten und meinen Bekannten vorzuführen.»

Sie ist schon vorangestürmt. Man sieht nur noch ihr rotes Kleid, hinter dem die Farben der Landschaft verblassen. Der Vater brüstet sich.

«Ich wusste, dass es Riri gefallen würde.»

«Jedenfalls hat es Stil», gibt Frau Grassou zu.

Ein Gipser auf seinem Gerüst ruft hinter den Kulissen: «Da kommen die neuen Besitzer. Spendierst du nichts, Grassou? Und du, Hühnchen im roten Kleide?»

Gefolgt von Achille, der eine gelbver-schnürte Husarenweste trägt, misst Riri mit ausgebreiteten Armen die Dicke der Mauern und die Tiefe der Fensternischen. Die traurige Ausgestorbenheit der Räume, darin noch eine vergangene Grösse zu weben scheint, macht ihr Eindruck; sie bleibt plötzlich stehen. Aber dann wischt sie mit dem Handrücken über die Stirn. Platz ihrer Jugend und Keckheit!

«Du kommst mir gerade recht, Achille. Du bist wenigstens modern.»

Ungeniert kratzt sich Achille die Brust.

«Hat dein altes Fräulein nur diese Möbel gehabt? Oder sind die andern verschwunden? Eines da, eines dort?»

«Die andern sind im Historischen Museum. Es ist ganz gut so. Auf diese Art sind wir die alten Sachen los. Ihr könnt nach euren Ideen einrichten. Ich bezahle es. Fangt nur an!»

Riri juckt vor Freude auf.

«Vorausgesetzt, dass mich deine Frau Gemahlin machen lässt. Aber wir wollen sie nicht stören. Sie ist dabei, ihr Wissen zu bereichern.»

Wirklich ist Frau Grassou in die Lektüre des heute morgen gekauften Buches vertieft: Die Kunst, die Stile zu erkennen. Sie liest mit grossem Eifer. «Beachten wir noch das Blattwerk des Mauerkranzes. Ein anderes Ornament, das diese Epoche kennzeichnet, ist das Kleeblatt und das Vierblatt, jeder Lappen des Blattes bildet einen Spitzbogen. Ohne uns mit dem Gewölbe aufzuhalten, das dem frühgotischen ähnelt, mit dem einzigen Unterschied von grösserer Leichtigkeit und reicherer Ornamentik, die schon die zahlreichen Rundstäbe der Mauerbänder andeuten, bemerken wir hier die gedoppelten Spitzbogen, das spitze Profil in der Biegung mit Schnörkeln verziert und mit einer Blume gekrönt. Das Giebfeld des Profils mit durchbrochenen Kleeblättern — — —»

Entrüstet hebt Frau Grassou ihr eigenwilliges Kinn vom Buch auf.

«Der Herr, der das geschrieben hat, ist ein Dummkopf! Hat das einen Sinn? Man versteht nichts, rein gar nichts davon. Verstehst du es, Albert? Lies!»

«Oh! Das ist die Sprache des Mittelalters. Verschone mich damit. Du willst immer verstehen. Bewundere!»

Riri mischt sich energisch ein.

«Jedenfalls lässt man vor andern kein Wort von diesen Kniffen verlauten. Nur eitle Rentner werfen mit Baustilen um sich. Wir schweigen. Dann sagen wir wenigstens nichts Verkehrtes.»

«Nun, du kennst doch die Stile, oder nicht?»

«Der alte Légeroud hat uns einmal Vorträge darüber gehalten, ich will das nachlesen. Seid ohne Sorge.»

*(Fortsetzung folgt)*